

DORNENRITTER

KAJA EVERT



© Kaja Evert
c/o
Kathrin Ludwig
Haßstraße 11
24103 Kiel
Deutschland
kaja@kaja-evert.de

3. überarbeitete Auflage 2023
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Jaqueline Kropmanns
Logo: Franziska Stern
Lektorat: Anika Beer
Kapitelzierden: Michelle Stöhr
ISBN 978-3-98867-013-7

HINWEISE ZUM INHALT

Dieser Roman gehört dem Genre Dark Fantasy an und behandelt entsprechend auch düstere Themen. Wer sich genauer informieren möchte, findet eine Themenliste am Ende des Buches und auf meiner Homepage (www.kaja-evert.de/content-notes).

TEIL EINS
DAS LEUCHTFEUER



I PROLOG

Der Vater kehrte krank aus der Dunkelheit zurück, in die ihn sein Dienst als Ritter des Lichts geführt hatte. Unter seiner Rüstung hatte er keine Wunden, aber er stützte sich schwer auf die Schultern seiner Kameraden, die ihm in sein Gemach halfen. Dort warf er sich im Bett herum, presste sich die Hände auf die Schläfen und brüllte.

»Verrat! Oh, meine arme Seele!«

Er schluchzte, und schwarzes Blut lief ihm aus Mund und Nase.

Der Junge stand barfuß auf der Schwelle, klammerte sich an den Türrahmen. Niemand sprach mit ihm, um ihm zu erklären, dass sein Vater starb. Er wusste es auch so. Er verstand nur nicht, warum.

Heiler kamen und füllten die Burg mit tröstlichem Kräutergesuch. Dann traf ein Priester von Riandors Gnaden persönlich ein, um dem Vater die letzte Beichte abzunehmen.

Als der Vater den Diener Riandors in seinem weißgoldenen Ornat sah, lachte er. Er hatte schon immer wenig gelacht, und solches Lachen hatte der Junge nie von ihm gehört: zittrig und hohl und erfüllt von derselben ausweglosen Schwärze, die seinen Körper und Verstand verzehrte. Ehe ihn einer seiner Kameraden oder der erschrockene Heiler daran hindern konnte, sprang er aus dem Bett und

ergriff seinen Speer. Mit erhobenen Armen stellte sich ihm der Priester entgegen.

Der Speer der Familie von Rabensteyn wurde seit Generationen vom Vater an den Sohn überreicht. Seine Spitze aus schwarzrotem Avarin-Stahl war so scharf wie an dem Tag, als sie einst geschmiedet worden war. Die Waffe gehörte zu den kostbarsten im Reich, und der Vater pflegte sie nicht aus den Augen zu lassen, selbst wenn er nicht in den Kampf zog. Während er schlief, behielt er den Speer stets in Griffweite. Nun lehnte er am Kopfende seines Bettes gegen die Wand, verhüllt mit einem Tuch aus gefüttertem schwarzem Samt. Mit einer geübten Bewegung riss der Vater die Hülle herunter und schwang den Speer. Als er den rechten Arm des Priesters durchstach, schimmerte die schwarzrot geäderte Spitze feucht.

Da liefen die Diener voller Angst auseinander, die Kameraden des Vaters brachten den verwundeten Priester in Sicherheit, und der Heiler flüchtete in den Schrank. Der Vater aber beachtete sie nicht. Sein Blick richtete sich auf den Jungen, der gelähmt vor Schreck in der Tür stand. Von jeher waren seine Augen schwarz wie Rabenfedern, doch nun lag eine tiefere Schwärze darin. Dunkle Flecken, die Moos glichen, wucherten auf seinen Schläfen.

»Du bist es, mein Sohn – komm her.«

Der Junge wich zurück.

»Mein Erbe. Du verdienst es, die Wahrheit zu wissen. Rasch, bevor ich sie dir nicht mehr erzählen kann.«

Der Junge schüttelte hilflos den Kopf. *Vater*, wollte er rufen, doch zugleich wusste er, dass dieser Mann nicht länger sein Vater war, und sein Mund blieb stumm.

Auf seinen blutigen Speer gestützt, begann der Vater zu sprechen. Wirre Worte, ein Strom von Dunkelheit. Nichts davon ergab Sinn. »Begreifst du«, fragte er immer wieder, »warum es sein muss?« Doch zuletzt legte sich etwas wie Frieden über sein aufgewühltes Gesicht – wie die Samthülle, wenn sie die Speerspitze umschloss.

»Zeit, ein Ende zu machen. Dich trifft keine Schuld, abgesehen davon, dass du mein Sohn bist. Ich werde dich davor schützen, so zu werden wie ich. Das ist das Letzte, was ich tun kann.«

Im ersten Moment verstand der Junge nicht, was der Vater meinte. Dann fuhr die Speerspitze unvermittelt auf ihn zu. Später wusste er nicht mehr, ob er geschrien hatte. Er musste gerannt sein, denn das Nächste, woran er sich erinnerte: Er war in eine der Fenster-nischen auf halber Höhe des Großen Saals geklettert und presste den Rücken an das kalte Metall der Streben. Seine Knie waren aufgeschrammt. Unter der Nische stand sein Vater und stieß mit dem Speer hinein. Die Spitze streifte die Schulter des Jungen und fuhr neben ihm an die Wand. So viel Kraft lag in dem Angriff, dass ein Stück des Avarin-Stahls mit hellem, durchdringendem Klirren absplitterte und in die Nische sprang. Lautlos zog sich der Vater zwei, drei Schritte zurück, um erneut anzugreifen, und der Junge sah sein Gesicht. Es war das Gesicht eines Mannes, der einen Blick auf etwas geworfen hatte, das finsterer war als die Umarmung der Nachtmutter. Eines Mannes, der aufgehört hatte, sein Vater zu sein.

In diesem Moment stürmten die Kameraden des Vaters, die anderen Ritter des Lichts, herbei. Gemeinsam warfen sie sich auf ihn, drückten ihn zu Boden und wanden ihm den Speer aus den Händen. Als sie von ihm abließen, weinte er und ließ sich ohne Widerstand davonführen.

Einer der Ritter, ein hagerer, grauer Mann, der an einen verwiterten Baum erinnerte, sah den Jungen in der Nische hocken und streckte ihm die Hand hin. »Komm. Ich helfe dir runter.«

Doch der Junge schüttelte nur stumm den Kopf. Er konnte sich nicht rühren. Er blieb in der Fensternische kauern, während Blut seinen Arm hinab rann und sein Körper allmählich auskühlte. In seiner Handfläche lag der glitzernde Splitter der Speerspitze, schwarzrot wie die Augen des Vaters. Die Zeit verschwamm. Irgendwann kehrte der graue Ritter zurück. Er zog den fiebernden Jungen aus seinem Versteck und trug ihn in seine Kammer.

Da war der Vater bereits tot.



2

DAS GRÜNE BAND

Die Tür öffnete sich. Steyn wirbelte herum, den Speer in der Hand. Mit äußerster Präzision beschrieb die Spitze einen Bogen silbriger Schwärze und stoppte einen Fingerbreit vor der Kehle der Frau, die über die Schwelle trat. Der Schaft verharrte genau parallel zum Boden. Solche Details waren wichtig. Keine Einzelheit durfte dem Zufall überlassen werden. Wo ein Krieger nicht die vollkommene Kontrolle über seine Waffe besaß, drohten Chaos und Wahnsinn.

»He, du Spinner, ganz ruhig! Ich bin's, Bria.«

Zum Glück kannte Brianag ihn und seine Anwandlungen wie niemand sonst. Schließlich war sie von Jugend an seine Partnerin für Kampfübungen gewesen. In derselben fließenden Bewegung zog Steyn die Waffe zurück. Als er den Speer abstellte, bildete der Schaft eine parallele Linie zu seinem Körper. Er gestattete sich ein winziges, selbstgefälliges Grinsen.

»Bist du bereit?«, fragte Brianag. »Ehrlich gesagt bin ich erstaunt, dich noch immer hier zu finden. Du solltest längst auf dem Kampfplatz sein.«

»Das Los hat entschieden, dass ich als Letzter in der ersten Runde antrete. Mir bleibt also etwas Zeit. Ich beobachte die Kämpfe lieber von hier aus, mit besserem Überblick.«

Jetzt lachte Brianag. »Es sieht dir ähnlich, das zu sagen.« Sie wies zum Fenster. »Was hältst du von den Kämpfern? Wer ist heute der Favorit?«

»Ich.«

»Von dir selbst überzeugt bist du wohl überhaupt nicht.«

»Die meisten Gegner sind keine Herausforderung für mich. Mir genügen ein paar Blicke, um zu wissen, wer es in die nächste Runde schafft.«

»Deine Gabe der Hellsicht möchte ich haben.«

»Das hat nichts mit Hellsicht zu tun. Schau selbst hin, beobachte ihre Bewegungsabläufe, und du wirst erkennen, wovon ich spreche.«

Brianag trat neben ihn ans Fenster des Turmzimmers, das ihm der König während seines Aufenthalts am Hof zur Verfügung gestellt hatte. In der tief stehenden Sonne leuchtete ihr kurzes, rotbraunes Haar. Unter ihnen war der Festplatz schwarz von Menschen. Wie sie da saßen, dicht an dicht gedrängt, ließen sie Steyn an Aasfliegen auf einem Kadaver denken. Ihre schwirrenden Stimmen drangen bis zum Turm hinauf. Der König nahm einen Platz auf der Tribüne ein. Aus der Ferne schien er nur aus beißendem Goldglanz zu bestehen. Die Königin an seiner Seite schimmerte hellgrün und silbrig wie eine Weide im Frühjahr. Steyn richtete den Blick auf die Sandfläche im Zentrum, wo die Kämpfer aufeinandertrafen. Dieses Turnier führte zwar die Besten der Besten zusammen, aber selbst zwischen ihnen waren die Unterschiede groß, was Stärke und Geschick im Umgang mit der Waffe betraf. Die jungen Krieger, die jetzt dort unten ihre Schwerter gegeneinander hoben, würden im Kampf gegen einen Ritter des Lichts kaum einige Lidschläge lang bestehen.

»Achte auf den linken«, sagte Steyn, »er verfügt über drei Kombinationen von Angriffshieben. Sein Gegner hätte das längst erkennen müssen. Er bräuchte nur auszuweichen und angreifen, während der Kontrahent nach einer Reihe schwerer Schläge Kraft sammelt. Doch das hat er nicht begriffen. Er wird bald erschöpft aufgeben, und dem anderen wird seine Einseitigkeit im nächsten Kampf zum Verhängnis werden.«

Brianag seufzte. »Es gibt wohl doch einen Grund, wieso du hier

mit Waffe und Rüstung stehst und ich nicht. Aber ich weiß, meine Fähigkeiten würden nicht ausreichen, um Ritter des Lichts zu werden. Ich kann froh sein, dass mich der König zur Gardistin ernannt hat.« Sie wandte sich zu Steyn um und lächelte. »Egal. Jetzt bin ich hier, um dich zu unterstützen.«

Er nickte ihr zu, gedankenverloren. »Ich wüsste gern, wo Gahmur von Wolfsbach steckt. Er ist einer der besten Schwertkämpfer, die ich kenne. Aber bislang ist er nicht angetreten. Ist er verletzt? Hast du etwas gehört?«

»Oh, das ist eine hässliche Geschichte. Angeblich wurde er mit seinem Knappen im Stroh erwischt, und deshalb ...« Brianag vollführte eine vage Geste. »... hat ihn Seine Hoheit eingeladen. Du weißt ja, wie die Leute reden, vor allem die Kleriker. Eine Schande in Rianadors Augen und so weiter. Vergiftet die Seele und macht die Dunkelheit noch dunkler. Das ist sicher abergläubisches Geschwätz, bloß ...«

»Ich verstehe«, sagte Steyn. »Bedauerlich. Ich hätte mich gern mit Gahmur gemessen. Er wäre ein würdiger Gegner gewesen.« Er schwieg einen Moment. »Ich mag den meisten Kontrahenten überlegen sein, trotzdem darf ich mir keine Unachtsamkeit erlauben. Heute werden die nächsten Kandidaten für den Orden des Lichts ausgewählt. Nur die Ritter des Lichts dringen tief genug in die Dunkelheit vor, um sie nicht nur zu bekämpfen, sondern auch zu erforschen. Ich muss dieses Turnier gewinnen und einer von ihnen werden. Das ist meine einzige Möglichkeit, herauszufinden, warum mein Vater damals ...« Er verstummte. Nach all den Jahren waren die Erinnerung und das Entsetzen immer noch lebendig. Bis heute fiel es ihm schwer, Worte für die Schwärze zu finden, die den Geist seines Vaters am Ende erfüllt und ihm das Leben gestohlen hatte.

Brianags Blick wanderte über das aufgeschlagene Buch auf dem Tisch, über Steyns penibel geordnete Notizen, die Schreibfeder, die er säuberlich parallel zur Tischkante auf dem hölzernen Halter abgelegt hatte. »Deine Studien über das Übel ... du hast sie sogar hier fortgesetzt?«

»Ja. Aber sie sind wertlos, solange ich nicht selbst in die Dunkelheit aufbrechen und mehr herausfinden kann.« Seine Hand ballte

sich zur Faust. »Wenn ich dieses Turnier gewinne, ist es schon bald soweit. Ich darf nur keinen Fehler machen.«

»Setz dich nicht so unter Druck, Steyn.«

»Du hast gut reden. Das ist meine einzige Gelegenheit. Ich werde auf keinen Fall versagen.«

»Dann lass mich deine Rüstung überprüfen«, sagte Brianag.
»Ich will nicht, dass du verletzt wirst.«

Steyn nickte knapp. Brianags Eltern, Freunde der Familie, hatten ihn nach dem Tod seines Vaters zu sich geholt und sich um seine Ausbildung gekümmert. So waren sie gemeinsam aufgewachsen wie Geschwister. Niemand anderem hätte er gestattet, ihm so nahe zu kommen.

Er trug nicht die schwarzsilberne Familienrüstung. Für das Turnier hatte er eine Variante aus einer Kombination von dünnen Metallplatten, gehärtetem Leinen und Leder gewählt, die ihm mehr Bewegungsfreiraum ließ. Neben der hohen Reichweite, die ihm der Speer verlieh, gehörte Gewandtheit zu seinen größten Stärken im Kampf. Gegen das Übel und die Monstren, die es gebar, mochte ein dicker Panzer hilfreich sein. Bei menschlichen Gegnern war Steyn die leichte Rüstung eine größere Hilfe. Brianag überprüfte den Sitz jeder einzelnen Schnalle, bevor sie ihm den Helm reichte.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er. »Auch keine Flecken oder Kratzer?«

»Strahlend wie der junge Riandor. Fehlt nur, dass dein Speer brennt.« Sie grinste. »Was hast du eigentlich mit deinem Bart gemacht?«

»Ich konnte den Barbier des Königs überzeugen, sich etwas Zeit zu nehmen.«

»Du siehst tadellos aus, wie immer.«

»Bei öffentlichen Anlässen ist eine einwandfreie Erscheinung geboten.«

»Als ob du dafür viel tun müsstest.« Brianag half ihm, den Helm aufzusetzen und das Kinnband festzuschürren. Wegen seiner Handschuhe fiel ihm das schwer. »Da fällt mir ein, ich habe da was für

dich.« Aus dem Ärmel ihrer Tunika zog sie ein grünes Seidenband.
»Binde das an deinen Speer.«

»Nein. Das ist albern.«

»Wenn du attackierst, wird das Band den Schwung des Speers in der Luft nachzeichnen. Es ist eine Freude für die Augen. Nur eine Spielerei, aber eine schöne.« Brianags Lächeln wurde breiter. »Die Königin selbst hat mich beauftragt, es dir zu geben.«

»Die Königin?« Steyn zog die Brauen zusammen. »Warum?«

»Es scheint, dass sie große Stücke auf dich hält.«

»Dann sollte ich es wohl doch tragen.«

Widerwillig sah Steyn zu, wie Brianag das Seidenband unterhalb der Speerspitze festknotete. »Es wird im Kampf bald abgetrennt werden.«

»Dann pass gut darauf auf und gib es Ihrer Hoheit unbeschädigt zurück.«

Steyn warf einen letzten prüfenden Blick aus dem Fenster. Der rechte Kämpfer war erschöpft auf die Knie gesackt, wie Steyn es vorhergesagt hatte, und sein Gegner richtete die Klinge auf seinen Hals. Gleich darauf trat der Schiedsrichter in seinem roten Umhang zwischen beide und verkündete den Sieger. Der ferne Jubel der Zuschauer klang, als würden Getreidekörner auf einen Tisch prasseln.

»Besser, ich bringe es hinter mich. Lass uns hinuntergehen.«

Plötzlich erhob sich Geschrei vor dem Fenster, wilder und kehliger als eben noch. Der nächste Kampf, kein Zweifel. Steyn hatte sich bereits abgewandt, doch Brianag warf einen Blick hinaus und winkte ihn aufgeregt herbei. »Komm her – das musst du dir ansehen! Es ist der Gerber.«

»Der Gerber?«

»Der Ochsenritter. Seine Gnaden vom gefleckten Kuhfell.«

Nun dämmerte ihm, was sie meinte. Seit Tagen gab es Gerüchte, dass ein Mann aus dem einfachen Volk am Turnier teilnehmen würde. Angeblich der Sohn einer Gerberin, der aus irgendeinem Grund von einem abtrünnigen Ritter im Gebrauch der Waffe unterwiesen worden war.

»Das ist doch Unsinn«, sagte Steyn. »Der König würde niemals

zulassen, dass ein Gemeingeborener mit den Edlen des Landes die Waffen kreuzt.«

»Du hast ihn nicht kämpfen gesehen. Dann wüsstest du, warum.«

»Aber du?«

»Er hat Mawick, einem meiner Kameraden, das Bein zertrümmert, und er kann froh sein, dass es nicht sein Schädel war. Mawick sagte, der Gerber solle erst einmal gegen ihn antreten, bevor er sich mit der Elite des Königreichs messe. Da wurde der Kerl wütend.« Brianags Augen verengten sich, während sie aus dem Fenster sah. »Ich habe noch nie gesehen, wie jemand so in Raserei geriet. Es war beängstigend.«

»Mawick ist ein selbstgefälliger Narr.«

»Aber kein so übler Kämpfer. Steyn, dieser Gerber ist ein Orkan. Sei vorsichtig, falls er dir als Gegner zugelost wird. Der fegt sogar dich weg.«

Gegen seinen Willen erwachte Neugier in Steyn, und er spähte hinab. Doch er konnte kaum etwas erkennen, so stark wölkten Staub und Sand vom Kampfplatz auf. Nur das heftige Scheppern und Klirren, mit dem eine schwere Waffe auf einen Schild traf, das Keuchen der Kämpfer und die aufgeregten Rufe der Zuschauer waren zu hören.

»Der Sohn einer Gerberin? Abgezogene Häute und stinkende ... Flüssigkeit?« Steyns Lippen kräuselten sich angewidert. »Wenn er einen interessanten Kampf bieten kann, soll er mir willkommen sein, wer oder was immer er sein mag. Aber ich werde auf keinen Fall zulassen, dass er mich besiegt.«

»Das will ich hoffen. Sei vorsichtig und hüte dich vor dem gefleckten Kuhfell, Steyn.«



Die Frauen kreischten, sobald sie Steyn sahen. Sowohl die Hofdamen in ihren Kleidern aus buntem Samt als auch die Bürgerinnen und die ... was immer sie waren. Wer hatte solches Gesindel

in fleckiger Kleidung überhaupt zum königlichen Turnier zugelassen?

Wenn er sich durch die Menge bewegte, war Steyn stets dankbar, Brianag an seiner Seite zu haben. Lärm umgab ihn, klebrige Blicke, aufgerissene Münder, die seinen Namen schrien – und nicht nur das, auch die peinlichen, blumigen Bezeichnungen, die sie für ihn erfunden hatten. Hände streckten sich nach ihm aus und streiften seine Rüstung. Manche adlige Frauen rissen sich sogar die Schleier herunter und warfen sie von der Tribüne aus in seine Richtung. Die wenigsten erreichten ihn, und einige fing Brianag ab. Hin und wieder landete aber ein hauchzartes Tuch, das nach Blüten oder Dunklerem duftete, auf seiner Schulter, seinem Helm und blieb an ihm haften wie Spinnweben.

Es war nicht sein erstes Turnier am Königshof. Oft hatte er sich beweisen müssen, um es bis zum Anwärter für den Orden des Lichts zu bringen. Zu Anfang hatte ihn niemand beachtet. Jetzt schien – der unbeabsichtigte Nebeneffekt seines Kampferfolgs – seine bloße Anwesenheit auszureichen, damit Frauen augenblicklich den Verstand verloren. Er konnte es sich nicht erklären, und neben der Unsicherheit erfüllte es ihn mit Abscheu. Bemühten die sich nicht einmal darum, die Kontrolle zu bewahren?

Steyn beobachtete Gesichter stets genau. Er wusste, wie es aussah, wenn etwas darin kippte, wenn die Menschen einen Teil von sich zurückließen und das freigaben, was unter der Hülle aus Selbstbeherrschung lag. Er hatte es im Gesicht seines Vaters gesehen, damals. Seitdem erkannte er es überall wieder, so wie jetzt, in den Augen dieser Frauen. Natürlich hatte er sie niemals ermutigt, im Gegenteil, er hatte sie auf Abstand gehalten. Aber das schien ihr Interesse umso mehr anzuheizen. Brianag berichtete ihm regelmäßig neue Gerüchte, die sie über ihn und seine Vergangenheit spannen. Offenbar hielten sie ihn für eine einsame Seele, die den tragischen Tod des Vaters nie verwunden hatte. Laut Brianag behaupteten sie, durch all das sei sein Herz zu ›Steyn‹ erstarrt, aber die Macht der Liebe könne es wieder zum Schlagen bringen. Was für ein anmaßender und sentimentaler Unsinn.

Wenigstens Brianags gelassene Miene beruhigte ihn.

Es war ein heller Tag, sodass es erst jetzt, nach der Mittagsstunde, dämmerte und die satten Farben des Hofes und des Adels noch immer leuchteten. Seitdem sich die Dunkelheit im Königreich ausbreitete, begann die Dämmerung stets um die Mittagszeit. Staubfahnen zogen aus der aufgewühlten Sandfläche in den Himmel. Steyn drängte sich durch die verschwitzte Menge, die sich vor und hinter ihm zusammenballte und ihm den Weg versperrte. Es ging nur Schritt für Schritt vorwärts. Mehrfach hielt sogar jemand das grüne Band fest, das von seinem Speer wehte. Brianag scheuchte die Leute auseinander.

»Macht Platz für den Ritter von Rabensteyn!«

An sich hätte er Situationen wie diese gerne vermieden, aber ihm blieb keine Wahl. Endlich gab ihn die Menge frei, und er stand vor dem Podest des Königs. Während sich Brianag zurückzog – ihr Rang gestattete ihr nicht, sich dem Königspaar so weit zu nähern – kniete Steyn nieder und senkte den Kopf.

Über ihm thronte König Rian. Er trug ein Diadem aus Gold in der Farbe seines Haares, und die Locken fielen ihm offen auf die Schultern. Die sinkende Sonne, Riandors Auge, beleuchtete sein Gesicht, sodass Steyn seine Züge nicht erkennen konnte. Alles war strahlender Goldglanz. Sein Anblick erinnerte Steyn an die uralte Sage von den Kindern der Sonne, die ihm sein Vater vorgelesen hatte, als er noch klein gewesen war. Die Königin neben ihm hatte sich in einen Schleier gehüllt. Darunter zeichnete sich nur vage die Form von Nase, Kinn und Wangen ab. Auf ihrem langen, grünen Kleid rankten sich Zweige mit rauchfarbenen Blättern. Ihre Hand ruhte in der des Königs, reglose weiße Finger wie die einer marmornen Statue. In der Öffentlichkeit legte sie den Schleier niemals ab, da der Anblick ihres Gesichts Seiner Hoheit vorbehalten war. Wegen ihrer legendären Heilkräfte galt sie als Tochter der ewig jungen Göttin, der Frühlingsgrünen Escha. Steyn gab nichts auf solche Gerüchte. Warum sollte sich die Tochter einer Gottheit herablassen, ihm ihr Band zu senden?

Eben endete die Kampfrunde. Der Schiedsrichter rief den Sieger aus: »Gavin der Gerber!«, und die Menge wiederholte es mit Begeisterung.

Der Gerber hatte tatsächlich gesiegt? Über einen Anwärter für den Orden der Lichtritter? Steyn wünschte nun, er hätte diesem Gegner mehr Beachtung geschenkt. Doch jetzt war es zu spät. Als es still wurde, fühlte Steyn, wie sich die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn richtete. Es war eine seltsame Empfindung – als würde sich Sonnenlicht unter Glas bündeln und seinen sengenden Strahl direkt auf seine Stirn lenken. Er hielt den Atem an und rührte sich nicht.

»Willkommen, Ritter von Rabensteyn.« Die Stimme des Königs war leise, doch sie schien den gesamten Platz zu erfüllen. »Euer Vater diente dem Licht. So groß waren sein Mut und seine Treue, dass er die Finsternis nicht fürchtete und das eigene Leben gering achtete. Ihr seid hier, weil Ihr Euch entschieden habt, seinem Beispiel zu folgen.« In der Stimme des Königs lag ein Lächeln. »Es wärmt Uns das Herz, wenn Wir den vertrauten Speer wiedersehen, der so oft Unsere Halle geziert hat. Junger Ritter, in zahlreichen Wettkämpfen habt Ihr Euch Ansehen verdient. Ihr habt gezeigt, dass Ihr über dasselbe Kampfgeschick verfügt wie Euer Vater. Heute habt Ihr Gelegenheit, Euch erneut zu beweisen. Wir wünschen Euch Glück.«

Der feurige Schmerz auf seiner Stirn verschwand. Langsam richtete sich Steyn auf. Er schwieg, denn nur Männern und Frauen des Hofes von höchstem Rang gestattete es das Protokoll während des Turniers, das Wort an Seine Hoheit zu richten. So zog er sich nur stumm zurück.

Der erste Gegner, den ihm das Los bestimmt hatte, wartete schon auf dem Kampfplatz. Steyn erkannte ihn auf Anhieb: Liron von der Aue, Zweihänder und ein Wappen voller gelbroter Blüten. Gelbrot auch der Umhang, der von seinen Schultern wehte. Liron war leidlich fähig im Umgang mit der Waffe, sodass sich Steyn nicht wunderte, ihn hier zu treffen. Dennoch würde er ihm keine Herausforderung bieten. Und das war gut so, denn um in diesem Turnier zu siegen, hieß es, mehrere Kämpfe zu bestehen, bei denen die Gewinner der jeweils vorigen Runde gegeneinander antraten. Der Beginn mochte leicht sein, doch Steyn wusste, er musste die einzelnen Gefechte kurz halten, um seine Kraft nicht zu verschwenden.

Bevor er den Platz betrat, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er blickte sich um und sah Brianags Lächeln.

»Pass auf dich auf.«

Gleich darauf stand Steyn vor dem Gegner. Das grüne Band wehte von seinem Speer, und rötlich glänzte Sonnenlicht auf der Spitze. Nachdem vor so vielen Jahren ein Stück abgesplittert war, hatte Steyn selbst die Waffe immer wieder geschliffen, bis sie ebenso scharf war wie vor dem Tod seines Vaters. Nur eine leichte Schräge war zurückgeblieben, eine winzige Unebenheit, der Makel derer von Rabensteyn.

Mit lauter Stimme verkündete der Schiedsrichter die Namen der Kämpfenden: »Die Ritter von Rabensteyn und von der Aue!«

Stürmischer Applaus.

Sie grüßten einander mit erhobener Waffe. Ein Helm mit dünnem Augenschlitz verbarg Lirons Gesicht. Seine schwere Rüstung würde dem Speer Widerstand bieten. Doch ihr Schwachpunkt lag unter den Armen, und er würde sich zeigen, sobald Liron sein Schwert zum Angriff hob. Steyn fragte sich, wie er die Schwachstelle ausnutzen sollte, ohne den Mann zu verletzen oder gar zu töten. Denn das wollte er auf keinen Fall. Ohnehin waren diese Wettkämpfe, obgleich sie mit scharfen Waffen geführt wurden, nicht dafür gedacht, dass sich die Kontrahenten gegenseitig niedermetzeln. Dazu gab es zu wenige Ritter und zu viel Dunkelheit im Königreich.

Der Schiedsrichter senkte die Fahne. Der Kampf begann, als Liron vorwärts stürmte und den Zweihänder im Bogen schwang. Zwei Schläge, links, rechts, und ein weiterer Hieb von oben. Steyn wich aus, ohne dass ihn nur der Luftzug des Angriffs streifte.

»Flieg, Rabe!«, schrie die Menge. Steyn wünschte, er hätte es nicht gehört. Fliegender Rabe, so nannten sie ihn; je nach Laune auch Tänzer oder Nachtspeer. Schwer zu entscheiden, welchen Namen er am peinlichsten fand. So gut es ging, verschloss er die Ohren vor dem Lärm. Er musste sich konzentrieren.

Lirons Attacke hatte ihm gezeigt, dass er richtig vermutet hatte: Als der Mann die Arme zum Angriff hochriss, wurde unter seiner Achsel eine Lücke zwischen Brustpanzer und Armschutz sichtbar, in

der nur gepolsterter Stoff zu erkennen war. In einer regulären Schlacht hätte das Vorgehen gelaute: Den Beginn der Attacke abwarten, zur Seite springen und den Speer in die Lücke stoßen, ehe Liron den ersten Hieb zu Ende geführt hatte. Ein tödliches Manöver, denn der Speer würde die Lunge durchbohren. Doch alles in Steyn sträubte sich dagegen, den Mann zu töten, nur weil sich die Gelegenheit bot. Stattdessen wich er dessen Schlägen mit Leichtigkeit aus, tänzelte um Liron herum, der seiner Bewegung nicht so rasch folgen konnte, und versetzte ihm präzise Stöße von der Seite und in den Rücken, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Dass er die leichte Rüstung gewählt hatte, machte sich jetzt bezahlt. Liron taumelte und wich zurück, langsam, aber stetig.

Nach dem letzten Kampf war der Platz notdürftig geharkt worden. Unter der Oberfläche zeichneten sich dunkle, feuchte Flecken ab, wo der Sand zusammengeklumpt war: Blutlachen. Liron trat auf einen der Flecken, die Steyn sorgfältig vermieden hatte. Mit einem erschrockenen Keuchen rutschte er aus und landete dröhnend auf der Kehrseite. Wie ein Käfer, der auf den Rücken gefallen war, versuchte er vergeblich, wieder auf die Füße zu kommen.

Schallendes Gelächter. Steyn hob den Speer, um den Kampf zu beenden, dann zögerte er. Es war nicht angemessen, einen Gegner zu besiegen, der durch eine kurze Unachtsamkeit, kaum mehr als ein Zufall, am Boden lag. Er streckte Liron die Hand hin, um ihm aufzuhelfen, und das Lachen verwandelte sich in Applaus.

Steyn sah, wie sich die Augen seines Gegners hinter dem Schlitz vor Erstaunen weiteten. Liron zögerte kurz, dann griff er zu, ein kräftiger Ruck – und er stand aufrecht, sandgepudert.

Sie begannen das Gefecht von Neuem, und Steyn setzte seine Taktik fort. Immer wieder strauchelte Liron unter seinen gezielten Speerstößen. Steyn hörte sein mühsames Atmen. Das Murren des Publikums verriet aufkommende Ungeduld. Sie wollten einen richtigen Kampf sehen, keine Wespenstiche. Aber diesen Gefallen konnte er ihnen nicht tun. Er musste nur gewinnen, und das war leicht; nicht nötig, dass sein Gegner schwerer verletzt wurde.

Ein Stoß zwischen die Beine, und Liron landete erneut im Sand,

auf der Seite diesmal. Ein erbittertes Ächzen drang unter seinem Helm hervor. Darauf hatte Steyn gewartet. Im nächsten Moment stand er vor ihm und richtete den Speer symbolisch auf den Augenschlitz. Jetzt war der Sieg verdient.

Durch das Publikum lief ein enttäuschtes Stöhnen. Steyn verstand ihre Unzufriedenheit. Dieser Widersacher war kaum seiner Aufmerksamkeit wert gewesen.

Er senkte den Speer und hielt Liron noch einmal die Hand hin, um ihm auf die Füße zu helfen. Doch diesmal machte sein Gegner keine Anstalten, sie zu nehmen. »War das nötig, Rabensteyn?«, zischte er stattdessen. »Ich wusste, das Schicksal meinte es nicht gut mit mir, als Ihr mir zugelost wurdet. Aber musstet Ihr mich öffentlich blamieren?«

Der Schiedsrichter erhob sich und kam auf sie zu. Steyn ließ die ausgestreckte Rechte sinken und wandte sich mit einem Achselzucken von Liron ab. Immerhin würde er die nächste Runde im Vollbesitz seiner Kraft beginnen.

Noch hatte der Schiedsrichter das Zentrum des Kampfplatzes nicht erreicht, da hörte Steyn, wie sich Lirons schweres Atmen in ein grimmiges Knurren verwandelte, wie er sich keuchend und mit klirrender Rüstung emporkämpfte. Im gleichen Augenblick wurde ihm sein Fehler bewusst. Er an Lirons Stelle hätte die Überlegenheit des Kontrahenten anerkannt und sich geschlagen gegeben, wie es Ehre und Würde geboten. Doch er hätte nicht von sich auf andere schließen dürfen. Warum hatte er nicht gewartet, bis der Gegner die Hand hob als Zeichen, dass er besiegt war?

Sofort wirbelte er herum, doch diesmal hatte er zu langsam reagiert. Ihm blieb nur, Lirons wuchtigen Hieben auszuweichen. Die Schreie der Zuschauer, die offenbar von der plötzlichen Wendung so überrascht waren wie er selbst, gellten in seinen Ohren.

Zwei, drei weitere Schwertschläge – mit jedem klangen die Rufe der Menge aufgebracht – und Steyn gelangte an den Rand des Kampfplatzes. Noch ein Schwerthieb, und sein Fuß tauchte in den wassergefüllten Graben, der den Platz begrenzte. Er warf sich zur Seite, sodass Lirons Schwert nur Gras und Sand traf.

Wollte der Schiedsrichter nicht eingreifen? Der Sieger hatte bereits festgestanden! Doch ein rascher Blick verriet Steyn, dass sich der Mann wieder gesetzt hatte.

Liron rang hörbar nach Luft. Lange würde er diese Angriffsfolgen nicht mehr durchhalten. Trotz des taktischen Nachteils hatte Steyn seine Bewegungsabläufe studiert. Nach einer Folge von Hieben hielt Liron einen Moment inne, um zu Atem zu kommen und erneut anzugreifen. Dieses Zeitfenster musste er nutzen – sofort, sonst würde er ein Bad im Graben nehmen.

Erneut sauste Lirons Klinge an ihm vorbei einmal, zweimal, dreimal. Diesmal trennte sie ein Stück des grünen Bandes ab, das den Speer umflatterte. Es wehte geradewegs auf die Tribüne. Das Kreischen schwoll an und biss in Steyns Ohren. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sich von allen Seiten weiße Arme nach dem Stoffetzen ausstreckten, daran rissen, darum kämpften. Die Gesichter der Frauen schienen nur aus aufgerissenen Mündern zu bestehen.

Ein plötzlicher Ruck traf seine linke Schulter. Er taumelte. Sein Körper reagierte von allein, wich zurück, und unvermittelt stand sein Bein bis zum Knie im Wasser. Unter der Sohle des Stiefels nachgiebiger Schlick. Steyns Schulter war taub, der Arm ließ sich nur mit Mühe heben. Die Klinge des Gegners musste ihn gestreift haben, als er einen Lidschlag lang abgelenkt gewesen war. Er konnte sich glücklich schätzen, dass Liron ihm den Arm nicht abgetrennt hatte.

Die Geräusche aus dem Publikum erinnerten an ein Stöhnen. Steyn durfte nicht noch mehr Zeit verlieren. Er stieß sich mithilfe des Speerschaftes ab, so gut es auf dem schlüpfrigen Untergrund möglich war, sprang und landete neben dem Gegner. Wie zuvor zog sich Liron nach der Attacke einen halben Schritt zurück. Steyn meinte, seine Augen im Schatten des Helms im Triumph aufblitzen zu sehen.

Er machte einen Satz nach vorn und stieß Liron den Speer heftig gegen den linken Knöchel. Ein erschrockener Aufschrei – und der Ritter von der Aue stolperte, stürzte und landete wieder rücklings im Sand. Seine Rüstung dröhnte. Erneut richtete Steyn die Speerspitze auf den Augenschlitz.

Sein Gegner hatte nicht einmal im Sturz den Zweihänder losgelas-

sen. Doch jetzt löste er die Rechte vom Griff und streckte sie mit geöffneter Handfläche empor: das Signal, dass er verloren hatte.

Der Jubel schwoll so an, dass der Boden unter Steyn zitterte. Oder waren es seine Knie, seine Hände? Die Linke fühlte sich ähnlich taub an wie die Schulter – nein, die war nicht mehr taub, sie schmerzte. Jetzt bemerkte er die Delle in der Metallplatte. Darunter färbte Blut das helle Leinenhemd und floss warm seinen Arm hinab.

Auf keinen Fall durfte er sich diese Schwäche anmerken lassen. Zum dritten Mal streckte er Liron die rechte Hand hin. Die Geste löste neben Applaus inzwischen Lachsalven im Publikum aus, nur Liron ignorierte sie. Stattdessen versuchte er sich aus eigener Kraft hochzustemmen, aber das getroffene Bein knickte unter ihm weg.

Die Zuschauer piffen ihn aus.

»Es reicht, Rabensteyn! Wie oft wollt Ihr mich noch demütigen?«

»Ich habe Euch am Leben gelassen«, sagte Steyn. Er empfand Ärger, aber er beherrschte sich. Es war eines Ritters unwürdig, solch niederen Gefühlen nachzugeben. »Überprüft lieber Eure Rüstung. Sie ist eine Einladung an Speere, vor allem unter den Armen. Und wenn Ihr schon dabei seid, überprüft auch Eure Einstellung. Sie hat es nötiger. Ihr *wart* besiegt. Das hättet Ihr anerkennen müssen.«

Der Schiedsrichter trat zwischen sie. Von ihm und seiner Assistentin ließ sich Liron nun doch auf die Füße helfen. Steyn wartete nicht einmal ab, bis sein Name ausgerufen wurde. Er wandte sich um und verließ den Kampfplatz, um Brianag zu suchen.

Hinter ihm tobte die Tribüne.